
Juri Andruchowytsh
Andrzej Stasiuk

Mein Europa

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2370

Zwei Essays über das sogenannte Mitteleuropa nennen Juri Andruchowytsh und Andrzej Stasiuk ihr literarisches Doppelporträt einer Landschaft, die sie gemeinsam durchreist haben. Zu Fuß und im Auto zwischen den Beskiden und der Bukowina unterwegs, auf polnischem slowakischem, tschechischem, ungarischem, rumänischem und ukrainischem Territorium, erschaffen sie – Ethnographen, Kartenleser, Reporter und Dichter zugleich – ein neues Gelände: das literarische Mitteleuropa. Während Andruchowytsh in den Ruinen des früheren Galiziens auf Fragmente einer versunkenen Welt stößt und eine »Familiensaga« erzählt, tritt Stasiuk als wahrnehmungsbesessener, mit einem magischen Auge begabter Landvermesser auf. Ihre »Geopoetik« ist ein unentbehrlicher Beitrag zur Entdeckung des neuen Europas und zur Überwindung jener Grenze, die die Ukraine noch immer von den EU-Mitgliedstaaten trennt.

Juri Andruchowytsh

Andrzej Stasiuk

Mein Europa

Zwei Essays

über das sogenannte Mitteleuropa

Aus dem Ukrainischen

von Sofia Onufriv

und aus dem Polnischen

von Martin Pollack

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2000 u. d. T.
Moja Europa. Dwa eseje o Evropie zwanej Środkowa
bei Czarne, Wołowiec.

Der ukrainische Originaltitel von
Juri Andruchowytšs Beitrag lautet:
Central'no-shidna revizija, der polnische Originaltitel von
Andrzej Stasiuks Beitrag: *Dziennik okrętowy*.

7. Auflage 2022

Erste Auflage 2004
edition suhrkamp 2370

© 2004, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text
und Data Mining im Sinne von §44b UrhG vor.

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-1270-6

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Juri Andruchowysch
Mittelöstliches Memento

Der Mensch stirbt, aber sein Skelett lebt ewig.

Gabriel, 4 Jahre

(1. Todesanzeige)

Seit meiner Kindheit ziehen mich Ruinen an, könnte ich mit Danilo Kiš sagen. Seit meiner Kindheit ziehen mich Ruinen an, diese eigenartige Fährte, dieser sonderbare Garten des vergangenen Daseins. Ich will das nicht auf extreme metaphysische oder romantische Neigungen meinerseits zurückführen. Möglicherweise liegt es bloß am Geruch und nicht am *Geist*. Fäulnis und Feuchtigkeit, unablässig vibrierende Physiologie. Alte Mauern, morsche Balken, halb verkohlte Dinge atmen auf eine nur ihnen eignende Weise – oder bin ich Toxikomane?

Gott sei Dank ist die Landschaft meines Teils der Welt mit entsprechenden Objekten ausreichend versorgt. Schiefe alte Häuser, ganze Viertel in den Fallen der Altstadt, verfallene, heruntergekommene, von Schimmelpilz- und Uringestank durchtränkte Hinterhöfe, mit ewigem Herbstlaub ausgelegte Treppenhäuser; es kommt vor, daß dort immer noch Säufer hausen, ganze Säuferkommunen mit ihrem realen internen Kommunismus. Es kommt auch vor, daß sie von dort vertrieben werden, eine legalisierte Bourgeoisie kauft in aller Eile die Immobilie auf, erobert ein Territorium, der Klassenkampf geht weiter, die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals auch, das (nach Marx) anachronistische Leben nimmt neue postmoderne Formen an, doch Ruinen bleiben Ruinen.

In dieser kleinstädtischen Welt der Häuser und Hinterhöfe bin ich aufgewachsen, zwischen Veranden und Mansarden, die vor gut hundert Jahren modern waren. Ja, genau vor hundert Jahren – es handelt sich ja um das vorige *fin de siècle*,

um die Zeitenwende, die man in der Provinz gemeinhin als nicht so dämonisch empfand wie etwa in Wien. Zur Zeit meiner Geburt lag diese Welt schon größtenteils in Trümmern, somit kann ich mich nicht an das Ganze erinnern, ich erinnere mich aber noch gut an jene seltsam gebeugten alten Männer und Frauen, die im galizischen Dialekt fluchten und lateinische Sprüche aus dem Gymnasium auswendig hersagen konnten und sich noch in den Jahren Chruschtschows und der *Beatles* so kleideten, als wären sie gerade aus der Tür getreten, um den Erzherzog Franz Ferdinand zu begrüßen. (Wie sie es geschafft haben, diese Kleider völlig unbeschädigt aufzubewahren – das ist die Frage! Trotz all der »Säuberungen«, Durchsuchungen, Deportationen, Verstaatlichungen? Oder haben sie sich jahrzehntelang gar nicht erst ausgezogen? Haben sie in ihren Kleidern geschlafen, jederzeit auf die nächtliche Verhaftung gefaßt?)

Ihr Altersgeruch haftet mir im Gedächtnis; nichts Außergewöhnliches, einfach der Geruch eines alten Körpers. Er ist anders. Im Laufe der Jahre sammeln sich im Menschen Müdigkeit, Krankheit und Verdruß, daher dieser besondere Geruch, ein Symptom des Verfalls.

Ihre Andersartigkeit zeigte sich in allem; schon in meiner Kindheit kamen sie mir vor wie Marsianer, sie wurden von Sklerose, Migränen, Manien gequält. Ihr schlechtes Russisch hat sie unweigerlich verraten. Oder auch ihre totale gesellschaftliche Desorientiertheit, sie fanden sich überhaupt nicht zurecht im damaligen Alltag, dauernd standen sie auf dem Schlauch.

Es schien, als hätten sie sich in einem Geheimbund zusammengeschlossen, so einem esoterischen kaiserlich-königlichen Klub »Bruno Schulz«, obgleich ihre Konspiration viel zu auffällig war, sie kam so offen und hilflos daher und erwies sich als völlig dysfunktional, genau wie ihre lateinischen Sprüche. Als Kind liebte ich es, sie zu belauern, ihre Vogelmimik zu beobachten. Oder ihre Art zu sprechen nachzuäffen,

all diese Tonverzerrungen, phonetischen Verrenkungen, lexikalischen Kuriosa. Ich mochte sie nicht besonders, wahrscheinlich, weil ich spürte, wie der Tod in ihrem Organismus überhand nahm; das stieß mich ab. Später tauchten sie in meinen Alpträumen auf, mit Säcken und Stöcken, mit ihrem Altersgeruch.

Doch jetzt habe ich mich zu sehr von diesen Gespenstern hinreißen lassen. Denn natürlich beschränkt sich meine Liebe zu den Ruinen nicht auf die Altstadt.

(2. *Konkrete Poesie*)

In einem regnerischen Sommer vor vielen Jahren wanderte ich mit Freunden durch die Weinberge, auf der Suche nach alten, verfallenen Burgen. Wir waren Studenten und wollten alles vom Leben: Eindrücke, Freundschaft, Sex, Wein, Musik. Da wir nicht besonders viel Geld bei uns hatten (und kaum welches besaßen), gaben wir einander alles weiter: den Wein, die Musik. Wir ahnten, daß die Jugend im Westen schon vor einem Jahrzehnt etwas Ähnliches versucht hatte, was anscheinend nur zu neuerlichen Enttäuschungen und klinischen Störungen führte, aber der Westen – was war für uns damals schon der Westen? Gelegentlich gab er uns irgendwelche Tonsignale in Gestalt von hereingeschmuggelter Musik. Ansonsten existierte er so gut wie nicht, höchstens als geistreiche Erfindung eines unserer manichäischen Ideologen, als eine Art Anti-Welt, eine verkehrte Welt aus dem abendlichen Fernsehprogramm, *the dark side of the moon*.

So blieben wir auf unsere eigenen Wanderungen angewiesen, auf die Spurensuche in den Burgruinen diesseits der Grenze. Wir hofften, zumindest ein Fragment, eine zarte Anspielung zu finden, die ein bißchen Ferne evozierte, ein bißchen Italien-Frankreich-Deutschland. Doch nein, das war es nicht, es ging eher darum, eine Ahnung von der Fülle des Da-

seins zu bekommen; davon, daß es eine sichtbare und eine unsichtbare Seite gibt und daß letztere fundamental und entscheidend ist. Etwas später habe ich bei Rilke von den Bienen des Unsichtbaren gelesen, die einen unsichtbaren Honig sammeln; sagen wir also, daß wir in diesem verregneten Sommer Honigsammler waren.

Ruinen, vor allem Burgruinen, schienen diese »Ferne« in sich zu tragen, Botschaften von der Fülle des Daseins. Burgruinen waren Fragmente einer untergegangenen, vormals vollkommenen Welt. Es gab sogar ein Schloß der Tempelritter, den am weitesten östlich gelegenen Rosengarten der Troubadoure in Europa. Bei den einheimischen Bauern besorgten wir uns billigen Hauswein (es gab immer nur entweder roten oder weißen) und tranken ihn irgendwo in den von Kletten und Lilien überwucherten Ruinen, der Geruch der allgegenwärtigen Burgexkreme mischte sich mit tausend anderen sommerlichen Düften (für ein vollständiges Verzeichnis der Pflanzen vergleiche die botanischen Führer aus der Zeit vor hundert Jahren, doch keinesfalls später). Auch der Wein schmeckte am besten, wenn man roten und weißen zusammenkippte. Die Regengüsse hörten so plötzlich auf, wie sie eingesetzt hatten, und wir bestellten uns ein Schauspiel: einen Schwalbenflug, den Auftritt nasser Hunde, einen Regenbogen, und alles wurde sofort serviert, inklusive Regenbogen; wir beobachteten das Ganze durch die Schießscharten und Fenster, von den Festungsmauern herab, aus den Toren und Gräben. Ja, doch, mit zwanzig gelingen einem noch solche flüchtigen Kunststücke.

Zweifellos hatten unsere Wanderungen, Übernachtungen, die klapprigen Busse, die Dörfer in der Vorbergzone mit ihren fremden Dialekten (eigentlich waren ja wir die Fremden und wurden auch sofort als solche entlarvt) etwas Flüchtiges, etwas zwischen Comic und einem Buch naiver Weisheiten.

Und dann der Wein der Ruinen.

Aber doch eher Comic. Oder eine Jugendserie im Fernsehen, die ersten Küsse. Doch, ich habe es erlebt, ich war dabei. Und fühlte mich wohl. So wohl, daß ich sogar jetzt am liebsten dort hängenbleiben würde, irgendwo auf Seite 13, Absatz 1, um nirgends mehr hingehen, nichts mehr zu Ende schreiben zu müssen, den Fluß anhalten zu können. Ich könnte doch einfach bleiben, ich würde gern stehenbleiben und erstarren, dort in den alten Schießscharten, unter Schwalben und Regenbogen. (Jemand hat uns einmal den »Tod des Autors« verkündet. Hier eine Abart davon: die Euthanasie des Textes).

Aber was soll dann mit meinem weiteren, immerhin noch zwanzigjährigen zukünftigen (vergangenen) Leben geschehen, wohin mit all den Gedichten, Büchern, Taten? Mit soviel Frühling, Hoffnung, Durchfall, Reinfall, Abfall? Wohin mit diesem Leben?

(3. *Glossar*)

Auf die letzte Frage sollte man wahrscheinlich besser gar keine Antwort suchen.

Ich kehre zu den Ruinen zurück. Es wird vermutlich eine Art Register dabei herauskommen oder ein erweiterter Katalog aller Ruinen dieser Welt. »Aller« – das ist wohl etwas übertrieben, sagen wir: all derjenigen, an die ich mich erinnern kann.

Als erstes entsinne ich mich der Industrieruinen: verlassene Fabriken, Gerümpel und Alteisen, Geleise und Röhren, eingerostete Kipploren, zugeschüttete Kohlegruben und Tunnel, Radioaktivität, Rost, stillstehende Maschinen, zertrümmerte Ziegel, verkohlte Gerüste, sinnlos gewordene Montagebänder. All diese Landschaftskatastrophen, die Kehrseite des Produktionswahns.

Natürlich, Ruinen alter Zivilisationen – Städte im Dschun-

gel, von Affen besetzte Tempel, Brunnen, in denen Reptilien residieren.

Dann die Ruinen von Straßen. Einmal bin ich in den Bergen eine solche Straße gegangen, Stein und Gras, Gras und Stein, doch ich wußte, vor fünf Jahrzehnten war hier eine Straße, und die Herrschaften sind hier in Fiakern und Kariolets zur Heilquelle gefahren. Die Kinder haben die ganze Zeit aufgeregt und hysterisch geplappert, und die Dienstmädchen kamen zu Fuß kaum nach, die gefüllten Vesperkörbe im Arm.

Dann natürlich die Ruinen von Brücken, diese ehemaligen Pfeiler, die man »Stiere« nennt, wahrscheinlich wegen ihrer Steifnackigkeit – kühne Meisterwerke der Ingenieurskunst, Überreste im dunklen Abgrund der Flüsse.

Dazu gehören auch die Aquädukte, d. h. ihre Ruinen.

Es gibt auch Ruinen von Flüssen – Wasser, das nicht mehr fließt. Im an sich schon phantasmagorischen Lemberg gibt es einen Fluß, der in eine Stadtkanalisation verwandelt wurde. Vor vier Jahrhunderten fuhren noch Segelschiffe aus der Ostsee, von Danzig und Lübeck hierher, und man konnte mit bloßen Händen schlangenartige atlantische Aale aus der Saragossasee fangen. Heute fließt der Fluß nur noch durch die Kanalisationsrohre, unter dem Pflaster und dem Asphalt. Ich habe freilich gehört, daß die Aale sogar in der Kanalisation überleben können. »Unter dem Pflaster liegt der Strand«, verkündeten die deutschen Rebellen im Jahre 1968.

Außerdem gibt es Ruinen von Meeren, überwiegend Wüsten, aber was kümmern sie uns?

Ruinen von Wäldern, Seen, Bergen, Felsen.

Dann die Ruinen von Schiffen – manche liegen auf dem Grund (die »Titanic«, gewiß, aber nicht nur sie – ganze Flotten und Geschwader!), andere wurden an die Küste getrieben, darunter die spanische Galeone, die jener Buendia aus einem gewissen Buch von Garcia Marquez im Landesinneren entdeckte, vier Tagesmärsche von der Küste entfernt; hierher

gehören außerdem Überreste von Raumschiffen, die Trümmer von Meteoriten.

Dann gibt es Ruinen von Friedhöfen, insbesondere dort, wo Genozid, Säuberungen, Deportationen stattgefunden haben. Bekanntlich kann man durchaus in fremde Häuser einziehen, sich fremde Garderobe, Geschirr, Bettwäsche oder Goldzähne aneignen, aber niemand wird sich um die fremden Toten kümmern, geschweige denn ihre Gräber pflegen. Ich habe solche Ruinen gesehen: jüdische, armenische, lemkische. Um die Namen auf dem Grabstein lesen zu können, mußte man das Moos mit den Fingern abkratzen. Ich weiß ungefähr, wo in meiner Stadt das Ghetto war. Andrzej Stasiuk hat mir einen seltsamen Weg gezeigt – einen steinigten Waldweg, rechts und links Wald, Wald, nichts als Wald, und dennoch ist das einmal die Hauptstraße eines lemkischen Dorfes mit dem vielsagenden Namen »Czarne« (= Schwarze) gewesen.

Und es gibt Ruinen von Sprachen, Worten, Schriften – aus diesen beweglichen Schätzen der Erinnerung.

Hier möchte ich innehalten. Mit Erwähnung der Sprache und des Wortes habe ich womöglich schon die Grenze des Erlaubten überschritten und begeben mich vom Realen, Dinglichen, Konkreten in die Welt der schwankenden Abstraktionen; das scheint aber absolut nicht erstrebenswert, denn dann könnte man ja auch noch auf die Ruinen von Seele, Gewissen, Gefühl, Ehre-Anstand-Treue, Sittlichkeit, Sittsamkeit zu sprechen kommen, auf Ruinen der Liebe und Ruinen des Hasses, Ruinen des Glaubens, Ruinen der Hoffnung.

Ich wäre gezwungen zu moralisieren (eigentlich habe ich schon angefangen), offene Türen und Fenster einzurennen, einen nervösen Durchzug zu verursachen in diesen Korridoren zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Statt dessen würde ich lieber bestimmte Gegenstände etwas aufmerksamer betrachten, Dinge, alles, was greifbar ist. Mein Kindheitstraum, Archäologe zu werden, kommt mir manch-

mal in den Sinn: Ich schreibe gereimte Register über Schrotthalden und zerstörte Häuser, über Keller und Dielen, die mit mittelalterlichem – Pardon: mitteleuropäischem Kram ausgestattet sind. Die Fragmente eines früheren Alltagslebens sind sprechender als jede moralische Sentenz: Kunststoffblumen, Blumentöpfe, Weihnachtsengel mit Schäfchen, abgegriffene Münzen, haufenweise dekadenter Schmuck, verschimmelte Strumpfbänder, Spieluhren, Vogelnester. Mich interessieren alte Aquarien, versteinerte Fische, rußgeschwärzte Badewannen und Ausgüsse, Rohrpfifen, Trillerpfifen, Porzellanhirsche. Und natürlich erregen mich die Flaschen, die vielen verschiedenartigen Flaschen *mit ihren unterschiedlichen erotischen Formen und geschwungenen Linien*, Flaschen männlichen und weiblichen Geschlechts, *mit unterschiedlichen Farbtönungen*, unterschiedlichem Fassungsvermögen, vor allem jene, aus denen der Geruch – nicht Geruch, sondern Geist! – längst getrunkenen Weine und Schnäpse noch nicht entwichen ist. Meine besondere Liebe gilt alten Landkarten, die immer noch irrtümlich den Rand der Erde verzeichnen, Schildkröten und Walfische, ein Meer an der Stelle der heutigen Karpaten, schlummernde karpatische Vulkane und diverse, längst in Vergessenheit geratene lokale Konstrukte à la Böhmen, Galizien oder Cisleithanien. Gleich danach kommen für mich die Kursbücher aus der Zeit vor hundert Jahren; natürlich habe ich alle Anschlüsse längst verpaßt, und trotzdem hat es für mich eine Bedeutung, zu wissen, daß zwischen Lemberg und Venedig zwei Züge verkehrten, der eine über Wien–Innsbruck, der andere über Budapest–Belgrad.

Mich begeistern auch die Stapel alter Papiere, Rollen von Klageschriften und Relationen, uralte Zeitschriften mit Reklamen für Autohupen und Damenkorsette, vergilbte Zeitungen und Bücher, die man rückwärts durchblättert, Straßenschilder in einer der Sprachen des Imperiums, Bilder von Kaiser Franz Josef, Schewtschenko, Hruschewskyj, Sigmund Freud, alle möglichen anderen Porträts und alte Kup-

ferstiche, Schellackplatten, auf denen man weder Caruso noch seinen Nachfolger mit dem italienischen Namen Pavarotti jemals hätte hören können, Theater- oder Zirkusbillets für unwiderruflich abgesetzte Stücke, Postkarten aus den Kolonien, aus den Modebädern oder von der Front, Spielkarten für Canasta, Bridge oder Poker, Tarotkarten, Photographien von Liebesgöttern des Stummfilms, versehen mit faksimilierten Autogrammen, oder von den berühmtesten Serienmördern.

Staub und Zerfall, Zerfall und Staub – unter ihrem Einfluß macht sich meine Allergie schmerzhaft bemerkbar. Und trotzdem tauche ich immer wieder ein in dieses Dickicht – als wäre dort noch etwas anderes zu finden als Chaos.

Ja, das alles ist Zerfall und Staub. Doch darf ich denn nicht, im Gefolge zahlreicher Anhänger des philosophischen Optimismus (traditionell Dialektik genannt) darauf hoffen, daß jeder Zerfall im tiefsten Grunde auch wieder einen neuen Anfang in sich birgt? Oder zumindest etwas, das diese Welt nicht erstarren läßt. Zerfall ist Verwandlung des Vergangenen in Künftiges, würde jemand sagen, der mehr Sinn für Aphorismen hat als ich.

Ich liebe Flohmärkte, für mich ein Geflirr und Geflatter, in dem die Substanzen des Seins fast greifbar werden, wo das Geistige ins Materielle hinüberfließt und umgekehrt. Das ist Vergangenheit, die scheinbar ein für allemal stattgefunden, sich erschöpft hat und dennoch nach einer Fortsetzung für sich sucht, weiter existieren will. Wozu sonst diese Kerosinlampen, Gips-Bajaderen und photographische Familienchroniken?

Ebenso liebe ich die Familiensagas, zuweilen unglaublich verwickelte und widersprüchliche, Erzählungen von Wanderungen, Ehen, Geburten, vom Verschwinden, ich liebe es, wenn plötzlich fremde Personen auftauchen und sich die verzwickten Verzweigungen der Handlung auftun. Ich sehe ganz deutlich, wie an einem Tag vor hundert Jahren in aller

Frühe ein Deutschböhme namens Karl im Bahnhof *Stanislaw* aus dem Zug aussteigt – das also ist Galizien, hier war er noch nie, er weiß nur, daß es das letzte Loch im Staate ist, schmutzige Provinz, ehrlich gesagt – *der Arsch* der Welt, dennoch beschließt er aus unerfindlichen Gründen, hier ein neues Leben zu beginnen, *jawohl*, er ist nicht mehr der Jüngste (mit einer gewissen Übertreibung könnte man sagen, seine zweite Jugend hat schon begonnen), er versteht sich darauf, alte Bilder zu kopieren, Ikonen für die griechisch-katholischen Unierten zu malen, er hat eine gründliche Ausbildung auf Wiener Niveau, er weiß, wie man Naturfarben mischt, er kennt die Eigenschaften fast aller Hölzer und Stoffe, er ist pedantisch und redlich, ein Meister seines Fachs; damit kann er durchaus sein Brot verdienen, für sich und seine Familie, warum also nicht hier eine Lutherische mit guter Mitgift heiraten, es ist ohnehin an der Zeit, endlich eine Frau zu finden, er hat sich lang genug durch die armseligen Dörfer geschleppt. Er trägt nicht viel bei sich – sein ganzes bisheriges Leben paßt in einen durchschnittlichen, abgenutzten *Sac de Voyage* (Hosenträger, Unterhosen, Fliege, Abendweste – ein erfolgreicher Gelegenheitskauf beim Krakauer Trödler Aaron Gayer), in Bahnhofsnähe wird sich wohl ein möbliertes Zimmer finden, bitte ohne Flöhe, wenn es geht, dafür mit Frühstück; entschlossen und etwas mißtrauisch zieht er die Luft durch die Nase ein und versucht den ersten Morgengerruch des Städtchens einzufangen.

Das ist mein Urgroßvater, an dieser Stelle werden wir ihn auch wieder verlassen, weil seine Geschichte nur eine von vielen Menschengeschichten ist.

(4. *Exodus*)

Und hier mein anderer Urgroßvater – die andere Linie, eine andere Generation. Er ist fünf Jahre alt, die letzten drei ist er

ohne Vater aufgewachsen, weil der auf Arbeitssuche nach Amerika fuhr. Der Weg nach Amerika – das ist der direkteste Weg in die Zukunft. So könnte man jedenfalls meinen. Jeder wünscht sich ja eine bessere Zukunft. Doch wenn man vierzig ist, wird man langsam zu müde, um zu wollen, und hört auf, darüber nachzudenken. Letztlich verliert diese Frage jenseits der Vierzig jeden Sinn. Es geht einem nur noch um eine bessere Zukunft für die Kinder. Der Vater meines Urgroßvaters dachte genauso. Die Kinder, ihnen galt seine ganze Sorge.

So ist die Zukunft – ganz allgemein gesagt – ein anderer Kontinent, irgendein Amerika, eine Neue Welt, ein noch unbeschriebenes Blatt. Die Zukunft bleibt eine Zukunft, solange du noch auf dem Schiff bist, um dich her der Große Teich, das Schiff schwankt, und du, ein Passagier der vierten Klasse, angeworben durch eine Vermittlerfirma, bist grün im Gesicht. Irgendein Schlaumeier hat für diesen Fall empfohlen, zum Himmel aufzuschauen – das hilft angeblich gegen Übelkeit. Ich glaube, es war nur eine Metapher. Oder ein geschmackloser Witz.

Das Schiff schaukelt über den Großen Teich, Kinder und Erwachsene werden vom Fieber geschüttelt, vom Durchfall gekrümmt, Leichen werden über Bord geworfen, der Ozean nimmt sie auf als das, was ihm gebührt.

Amerika erschien ihm wie eine grenzenlose, unberührte Wiese mit Engeln, Vögeln und Goldgruben. Vielleicht auch wie eine vollgestopfte Schatzkammer. Oder wie ein gigantisches Schlachthaus, wo Tag und Nacht Abermillionen tote Stiere ausgeweidet werden. Mehr hat der Vater meines Urgroßvaters von Amerika vorher nicht gewußt, bis dann die Ewigkeit der Überfahrt zu Ende ging und sich herausstellte, daß der Ozean doch Ufer hat. Bis die Zukunft keine Zukunft mehr war.

Allerdings mußte man zuerst die Quarantäne auf einer der Inseln vor dem New Yorker, Bostoner oder New Havener

Hafen überstehen; später beschränkte sich die Administration auf die obligatorische hygienische Prozedur in den eigens zu diesem Zweck eingerichteten Baracken (Blickkontrolle in Mund und Arsch, Einschmieren der Geschlechtsorgane und Achselhöhlen mit einer stinkenden Salbe usw.), damit auf keinen Fall eine mitteleuropäische, jüdische, griechische, italienische, ruthenische, zigeunerische Infektion ins sterile Land der Träume eingeschleppt wurde. Das alles mußte man überstehen. Der Vater meines Vaters hat es überstanden. Die Quarantäne und die hygienische Prozedur.

Nach ein paar Jahren blieben seine Briefe plötzlich aus. Seine Frau hat sie alle bis zum letzten aufbewahrt, hat sie mit einem Band zu einem Päckchen zusammengeschnürt. Er schrieb, er müsse um drei Uhr früh aufstehen, um zur Arbeit zu gehen, und daß er am Sonntag gewöhnlich auf ein zweites Bier verzichte. Er wollte doch nur das Geld zusammenbringen, um heimkehren und ein Stück Ackerland kaufen zu können. Dieses Stück Land schien jetzt seine Zukunft zu sein. Ein Stück Land ist immer etwas wert. Es ist die einzige Sicherheit auf der Welt, der feste Boden unter den Füßen. Geld wird über Nacht wertlos, Paläste können abbrennen, und selbst Herden edelster Rinder können unversehens dahingerafft werden. Aber Grund und Boden überdauert alles – das ist die härteste Währung. So dachte er, denn er lebte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Das Land, das er irgendwann zu kaufen gedachte, sollte unter seinen Kindern aufgeteilt werden und für alle reichen, ein solides Ackerstück, ein Territorium der Freiheit und des Wohlstands. So eine Zukunft war das.

In Wirklichkeit jedoch entpuppte sich seine Zukunft als Straßenbahn, die ihn in Chicago überfuhr. Die russische Sprache kennt eine genaue Formulierung: *его зарезало трамваем* – er wurde von der Straßenbahn durchgeschnitten. Das ist ein unpersönlicher Tod, die Straßenbahn erscheint als Instrument eines antiken Fatums. Eine blinde

Katastrophe, Blitze im Schädel, Geheul der Dämonen, Knirschen und Kreischen der bremsenden Räder auf den Schienen, Funken, ein Moment Entsetzen, danach gibt es keinen Schmerz mehr und keine Sorgen.

Seine Frau hat es dann erst drüben erfahren, an seinem Grab. Sie hatte schon lange keine Briefe mehr von ihm bekommen, das Leben war immer unerträglicher geworden, einige penetrante Kusinen machten Andeutungen über Ehebruch (Bordell, Kartenspiel, Harem, Alkohol!), der reiche Witwer aus der Nachbarschaft belästigte sie mit morganatischen Absichten, sie lieh sich Geld bei den Geschwistern (dies ist wieder eine eigene Geschichte vom Betteln und Klinckenputzen, von einer Welt, in der es auch gute Menschen gibt, eine lehrreiche Geschichte, die mit einer Parabel über die rettende Kraft der großen und ehrlichen Familien endet) und kaufte sich eine Fahrkarte in derselben Preisklasse und für ein Schiff derselben Reederei, mit der er seinerzeit gereist war. Dreißig Jahre später kam sie zurück, alt und reich (sie hatte Glück gehabt, als Näherin rund um die Uhr gearbeitet und sich für die richtige Bank entschieden). Sie war nicht wiederzuerkennen, ihre Sprache war durchsetzt mit unbekanntem Wörtern, sie rauchte starken Tabak und kippte gelegentlich einen. Doch ihr ganzes Streben galt der Suche nach ihren erwachsenen Kindern, weil sie jetzt tatsächlich genug Land für jeden kaufen konnte.

Bevor sie nach Amerika gegangen war, hatte sie ihre Kinder bei fremden Leuten untergebracht, wo es etwas zu essen gab. Die Kinder verdienten sich dort ihren Lebensunterhalt, das war damals gang und gäbe, der Sinn des Lebens bestand im Überleben, ein Teller Suppe war der Sinn eines gelebten Tages. Alle ihre Kinder haben überlebt, sie wußten sich zu helfen, und im Ersten Weltkrieg hat keines von ihnen auch nur den kleinen Finger verloren. Die nächste Krise des europäischen Humanismus haben sie auch verhältnismäßig schmerzfrei überstanden, schließlich hatten sie keine akade-